Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 48 (1968-1969)
Heft: 1

Artikel: Die Stellung der bündnerromanischen Schriftsprachen
Autor: Ebneter, Theodor
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-162107

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 15.07.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Franz Kafka erscheint zu Beginn des ganzen Poems nur andeutungsweise, begleitet uns aber im Verborgenen bis zum letzten Vers. Unter dem Vorzeichen Kafkas entstand bei Lundkvist ein Kunstwerk von bedeutsamer gesellschaftlicher Tragweite, das zum Kampf gegen ein neues, weltweites Agadir aufruft, ein Werk, das uns alle angeht.

Franz Kafka fand keinen Weg aus seiner Vereinsamung, seinen Zweifeln, seiner Beklemmung; es lag nicht in seiner Macht, den Schlüssel zur Lösung des Problems «Entfremdung» zu finden und weiter zu geben. Sein Werk aber mag uns helfen, das Kafkaeske in der Welt zu bezwingen.

Und so sind auch die Bestrebungen der nordischen Schriftsteller zu verstehen: die Schattenseiten der Welt und des Menschen zu entdecken und sie zu überwinden.

Die Stellung der bündnerromanischen Schriftsprachen

THEODOR EBNETER

Für die romanischen Mundarten des Bündnerlands stehen heute fünf Schriftsprachen zur Verfügung: die surselvische am Vorderrhein, die sutselvische, seit 1949, für das Hinterrheintal, die surmeirische im Gebiet der Albula und Julia, schließlich Ober- und Unterengadinisch. Jede Mundartgruppe besitzt ihre eigene Schriftsprache — ein Sachverhalt, welcher der allgemeinen Vorstellung über Wesen und Funktion von Schriftsprachen zuwiderläuft. Der Bündner lernt auch außer der seinem Dialekt entsprechenden im allgemeinen keine andere, etwa um sich mit den Bewohnern eines weiter entfernten Tales zu verständigen; im Gegenteil, sobald die Kommunikation in der angestammten Mundart unmöglich wird, greift er zum Schweizerdeutschen.

Das Deutsche fand schon im Mittelalter durch Zuwanderung von Adel, Bauern und Händlern breiten Eingang ins Bündnerland. Seit dem Ende des 14. Jahrhunderts werden Urkunden außer in Latein auch in Deutsch verfaßt, wenn der Empfänger deutscher Zunge ist. Die erhaltenen Bundesbriefe sind im Original auf Deutsch abgefaßt, und der Bundestag Gemeiner Drei Bünde sanktionierte nur einen schon bestehenden Zustand, als er 1575

und 1587 das Deutsche zur einzigen offiziellen Sprache erklärte. Der Beschluß war zwar theoretisch, wie Muoth bemerkt, gegen das Latein gerichtet, wirkte sich in praxi aber wahrscheinlich zum Nachteil des Romanischen aus. Tatsächlich gingen die Romanen schon damals *schu la bassa* «ins schweizerische Unterland» oder ins «Schwabenland» in Stellung, um gleichzeitig, wie es im Volksmund heißt, Deutsch und Manieren zu lernen. Deshalb mußte sich schon 1560 Bifrun gegen den Vorwurf verteidigen, seine Übersetzung des Neuen Testamentes ins Oberengadinische, das erste große Werk in einer bündnerromanischen Sprache, werde die Eltern davon abhalten, ihre Kinder wie bis anhin wegzuschicken, um Deutsch oder Latein zu lernen, und dadurch würden die Engadiner roh und grob bleiben. Das ganze Vorwort Bifruns ist ja nichts als eine ausführliche Verteidigung seines Unterfangens, so daß man den Eindruck gewinnt, die Übersetzung des Neuen Testamentes ins Romanische sei bei den Zeitgenossen höchst unerwünscht gewesen. Wahrscheinlich ist der Widerstand gegen eine eigene Literatur dahin zu interpretieren, daß man den Anschluß an einen größeren Kultur- und Wirtschaftsraum als notwendiger erachtete. Dieser Raum ist seit altersher das deutsche Sprachgebiet. Bifrun ist übrigens nicht der einzige Übersetzer, der sich über seine romanische Leserschaft bittere Gedanken machte. Noch 100 Jahre später ermahnten die beiden Übersetzer der «Biblia Pitschna» ihre Unterengadiner Landsleute, *brichia chia tü il mettes sün corona ù sur 'l üsch, per ilg lasschar ngir plain d' puolvra e chiaeras*[1].

Heute lernt das romanische Schulkind ab 3. Klasse Deutsch, so daß dieses Idiom für den Bündner eigentlich keine Fremdsprache mehr darstellt in dem Maße, wie etwa Französisch für den Deutschschweizer eine Fremdsprache ist, da er es nicht tagtäglich braucht[2]. Die Mehrheit der Romanen verfügt also über zwei Schriftsprachen, die deutsche und die der jeweiligen Mundart entsprechende romanische. Es liegt der seltene Fall der Koexistenz von zwei Schriftsprachen in einem einzigen Sprachzustand, beim selben Sprecher, vor.

Befinden sich nun in diesem Sprachzustand die beiden Schriftidiome auf derselben Ebene? Haben sie dieselbe Funktion? Sind sie miteinander vertauschbar? Wenn ja, wird nicht eine der beiden früher oder später überflüssig, da freie Varianten einen Luxus darstellen, den sich das Sprachleben meistens nicht lange gestattet? Falls diese Zweispurigkeit zutreffen sollte, müßte in der Tat nochmals das Thema jener romanischen Schulvereinsversammlung von 1829 zur Diskussion gestellt werden, das lautete: «Ist es wünschbar, (...) an die allmählige Ausrottung der romanischen Sprache in unserem Kanton zu denken?»

Oder haben die jeweilige romanische und die deutsche Schriftsprache im selben Sprachzustand nicht identische Funktion? Liegen sie auf verschiedenen Ebenen? Ist etwa die Tatsache, daß jede größere Talschaft ihre eigene Schriftsprache besitzt, daß im gesamten für 40000 Seelen fünf solcher Schrift-

idiome vorhanden sind, Indiz dafür, daß diese Schriftsprachen nur geschriebene Dialekte sind?

Diese Fragen erfordern eine Untersuchung der Stellung der bündnerromanischen Schriftsprachen gegenüber romanischer Mundart einerseits und deutscher Schriftsprache anderseits. Es soll hier zuerst die Frage nach dem Verhältnis zwischen Geschriebenem und Gesprochenem aufgegriffen und an Bifrun und am Oberengadinischen, das man auch Puter nennt, beantwortet werden.

Iachiam Bifrun wurde 1506 in Samaden geboren. Nach der Studienzeit kehrte er in seinen Heimatort zurück und betätigte sich auch als Gemeindeschreiber und Notar, aus welcher Tätigkeit wir noch romanisch abgefaßte Urkunden besitzen. 1552 veröffentlichte er die erste romanische Fibel, 1560 die Übersetzung des Neuen Testamentes ins Oberengadinische. Vor ihm hatte schon Gian Travers von Zuoz in Puter biblische Theaterstücke und eine gereimte Darstellung des Müsserkrieges verfaßt.

Während die Übersetzung des Neuen Testamentes ins Oberengadinische zahlreiche Proteste hervorrief, sind mir keine Einwände gegen die Verwendung der einheimischen Sprache zur Niederschrift von Theaterstücken und zu notariellen Zwecken bekannt. Dabei hätte gerade der erste Einwand gegen die Bibelübersetzung auch den Gebrauch des Romanischen im Notariat treffen müssen, denn er lautet, «es sei nicht möglich, das Romanische richtig zu schreiben». Darf denn der Jurist eine Sprache verwenden, die man nicht richtig schreiben kann?

Es scheint, daß für den Oberengadiner um die Mitte des 16. Jahrhunderts ein wesentlicher Unterschied zwischen den Bereichen des Notariates und sit venia dicto des Theaters einerseits und demjenigen der Bibel anderseits bestand. Für Urkunden und Theatertexte, auch wenn es sich um biblische Stücke handelte, genügte die Gebrauchssprache, die Bibel hingegen sollte in einer höheren, nicht alltäglichen Sprache, also nicht in Romanisch abgefaßt sein.

Was für ein Puter schrieb Bifrun in der Übersetzung des Neuen Testamentes? Es ist schon früher die Ansicht geäußert worden, seine Sprache distanziere sich von der Mundart seines Heimat- und Wohnortes, so daß man nur schwerlich Samadener Züge in seinem Werk finde. Zu diesem Mangel ortsmundartlicher Charakteristiken geselle sich aber überraschenderweise auch das Fehlen gewisser typischer allgemeiner Merkmale des gesprochenen Oberengadinischen, so die Konsonantisierung der Diphthonge (*cocr* für *cour*), die Palatalisierung des *n* nach *i* (*lavigna* für *lavina*) und die Labialisierung des Schluß-*n* (*bum* für *bun*). Es stimmt, daß Bifrun in der Übersetzung des Neuen Testamentes die erwähnten drei Primärmerkmale vermeidet. Als primär bezeichnet man Merkmale, die ein Mundartsprecher aufgibt, wenn er zum Beispiel in Anwesenheit von Sprechern anderer Mund-

arten sich nicht bloßstellen will. Bifrun scheint diese Eigenheiten, die sich auch in andern romanischen Mundartgruppen vorfinden, aufgegeben zu haben, um seine Muttersprache nicht gegenüber dem Latein abfallen zu lassen.

Befolgen nun alle bis 1560, dem Datum der Übersetzung des Neuen Testamentes, in Oberengadinisch geschriebenen Schriftstücke die Ausmerzung der Primärmerkmale?

Es gibt zum Beispiel die notariellen Dokumente zum Streit um das Valbever im Anschluß an das Ilanzer Abkommen von 1526 über die Verteilung der Ländereien des Bischofs von Chur. Da schreibt Jachiam Castelmur von Sils und Vicosoprano 1528 *hagigda, possedigda.* Es sind die Perfektpartizipien im Femininum mit dem typischen *g* aus der Konsonantisierung des Diphthongs, während die moderne Schriftsprache nur mehr *gida, possedida* aufweist. Sogar Bifrun setzt in einem Dokument zum gleichen Streitfall 1546 *giudigda.* Im Neuen Testament aber braucht er nur Formen ohne *g.*

Obwohl also die Oberengadiner jener Zeit ihr Puter als eine Sprache des täglichen Lebens auffaßten, hatte sich das geschriebene Idiom von der reinen Mundart gelöst. Eine gewisse Distanz ist somit ein erstes Merkmal dieser wie überhaupt jeder Schriftsprache.

Einen weiteren, wenn auch etwas anders gelagerten Fall von Distanzierung zeigt das Imperfekt. Die heutige Schriftsprache schreibt als Imperfektendung der ersten drei Konjugationen *-aiva (el purtaiva, el craiaiva)*, die aber niemand so ausspricht, es sei denn, er halte sich streng an den Buchstaben der geschriebenen Sprache. Normalerweise sprechen die Leute von Zuoz, S-chanf und Brail am untern und die Fexer am obern Ende des Oberengadins zumindest in textungebundener Rede *-ava*, die dazwischen liegenden Ortschaften *-eva*, also entweder *purteva, craieva* oder *purtava, craiava*; von feineren Schwankungen sei hier abgesehen. Diese Tatsache zeigt, daß das geschriebene Engadinisch, um zunächst nur von diesem zu sprechen, eine Schreib- und Lesesprache[3] ist, hingegen keine freie Hochsprache mit eigener, allgemein gültiger Lautung. Nichts hindert den Sprecher theoretisch daran, die geschriebene Lautung als solche auszusprechen, aber er tut es in sehr vielen Fällen nicht.

Die großen Schrift- und Nationalsprachen hingegen zeichnen sich gerade dadurch aus, daß sie von einem zwar oft kleinen Teil der Bevölkerung effektiv gesprochen werden, daß aber die übrigen Sprecher sich dem Diktat des tonangebenden Zentrums unterziehen. Der Bündnerromane aber spricht auch in hochsprachlicher Situation, falls er nicht durch einen Text zu stark gebunden ist, in der Phonetik seiner Mundart. Durch diese Tatsache enthüllt sich ein zweites grundlegendes, dem ersten scheinbar diametral entgegengesetztes Merkmal der bündnerromanischen Schriftsprachen, nämlich ihre starke Bindung an die Mundart. Die beiden widersprüchlichen Merk-

male sind gleichzeitig möglich, wenn die Schriftsprache vor allem eine Schreib- und allenfalls noch eine Lesesprache ist.

Kehren wir zum Imperfekt zurück. Während Mundarten und Schriftsprache heute nur je eine Endung für die ersten drei Konjugationen kennen, unterschied Bifrun streng Imperfekt I *-eva* von II, III *-aiva*. Um 1600 aber werden die beiden Formen schon miteinander gereimt, also *purtewan: wulaiwan*, und man findet Schreibungen wie *arastaiwan* anstatt *aristevan*, *s'almantaiuen* anstatt *s'almantevan*. Diese Belege zeigen, daß die Vereinheitlichung der Imperfektendungen schon damals vollzogen war, 40 Jahre nach Erscheinen des oberengadinischen Neuen Testamentes. Es muß wohl angenommen werden, daß die Tendenz zur Vereinheitlichung schon zu Lebzeiten Bifruns vorhanden war und daß er mit seiner strengen Unterscheidung einen untergehenden Sprachzustand bewahrte. Bifrun distanziert seine Schriftsprache von den in der Mundart sich abspielenden Vorgängen. Die in diesem Fall bewerkstelligte Distanzierung ist eine zeitliche, entwicklungsgeschichtliche, nicht eine rein synchronische wie etwa die Vermeidung des Primärmerkmals der Diphthongverhärtung.

Distanz von der Mundart und trotzdem immer wieder erneuerte Verwurzelung in ihr stellen also fundamentale Komponenten der bündnerromanischen Schreibsprachen dar. Die zwei an und für sich kontradiktorischen Merkmale liegen aber nicht ein für allemal fest, sondern sind eher Tendenzen, deren richtige Proportion zueinander immer wieder neu gewonnen werden muß, deren Verhältnis aber auch gestört sein kann. So wurde im 19. Jahrhundert die Bindung der oberengadinischen wie auch der übrigen Schreibsprachen an die Ortsmundarten so stark, daß aus Gegenwehr zahlreiche orthographische und orthoepische Anleitungen entstanden. Diese schossen aber zum Teil wieder über das Ziel hinaus, indem ihre Verfasser beabsichtigten, unabhängige Hochsprachen zu bilden.

Eine Reform des Puter versuchte vor allem Zaccaria Pallioppi mit seiner «Ortografia et ortoëpia» von 1857. Er bemühte sich, das Oberengadinische zu reinigen, Normen aufzustellen und zu korrektem Schreiben und Sprechen zu verhelfen.

In bezug auf die Orthographie sollte Pallioppi Erfolg beschieden sein, weniger hingegen seinem Streben um eine Norm in der Orthoepie; denn 1941 stellte Dr. Schorta bedauernd fest, daß auch im öffentlichen Gebrauch die mundartliche Aussprache wieder überhandnehme.

Ich sehe in dieser erneuten Vermundartlichung nicht eine Modeströmung sondern vielmehr die Bestätigung der Tatsache, daß die geschriebenen Idiome romanisch Bündens in ihrer Gesamtheit keine Schriftsprachen im üblichen Sinne sind, sondern Schreib- und Lesesprachen, eine kostbare Erscheinung in der vielfältigen linguistischen Welt. So erklärt es sich, daß der Erforscher des Vokalismus der Mundart von Disentis, Josef Huonder, einerseits eine

volkstümliche Aussprache anerkennt, anderseits aber eher abschätzig von den mehr oder weniger künstlichen «schriftsprachlichen» Formen spricht.

Dieselbe Situation wie Pallioppi im Engadin fand G. C. Muoth im Oberland vor. Seine «Normas ortograficas» von 1888 enthalten dabei eine unsern Gegenstand interessierende Bemerkung bei der Diskussion der Schreibung des Verbes für «leben», eines Verbs, das im Oberland je nach dem Ort *viver*, *veiver*, *vaiver*, *voiver*, lautet. Er schlägt vor, *viver* zu schreiben, fügt aber hinzu: «Die Aussprache bleibt hingegen frei. Gegen diese läßt sich wenig machen.» Muoth gesteht damit ein, daß auch die surselvische einheitliche Schriftsprache in erster Linie ein Mittel zur schriftlichen Fixierung ist, während beim Reden die Mundart sofort wieder erscheint. Ja, er geht so weit zu sagen, daß man eigentlich angesichts der Vielzahl der Dialekte nicht wisse, wer korrekt rede; es gebe keine *unifomitat de pronunzia.*

Muoths Bemerkung ist ein Indiz dafür, daß die am Puter erarbeiteten Beobachtungen über Distanz zur Mundart einerseits und dennoch wieder Bindung an sie anderseits auch für das Surselvische zutreffen. Sie gelten aber für alle bündnerromanischen Schriftsprachen. Dieses Verhältnis zum Dialekt, das ich bisher am Lautstand untersuchte, zeigt, daß die Mundart die eigentliche Realität darstellt, die Substanz, während die Schreibsprache in den meisten Fällen, vom phonetischen Standpunkt aus gesehen, eine Überhöhung ist, eine Abstraktion.

Es genügt aber nicht, die romanischen Schreibsprachen nur gegenüber der untergeordneten Ebene der Mundart zu differenzieren; sie müssen ebenfalls, und das ist bisher nicht gemacht worden, am Begriff «Schriftsprache» als dem Inbegriff größter Distanz gegenüber der Mundart und als sprachlich eigenständiger und eigenlebiger Struktur gemessen werden.

Die erwähnte, fast automatische phonetische Umsetzung der Schrift in Ortsmundart, wie sie oft vorkommt, ist ein erstes, von üblichen schriftsprachlichen Gewohnheiten abweichendes Merkmal.

Hier nun ein zweites. Man fordert gerne für die bündnerromanischen Schreibsprachen den Status einer allgemeinen Schriftsprache, mit allen damit verbundenen Konsequenzen, auf Grund der Annahme, die Mundarten seien kein über einen begrenzten Bereich hinausgehendes Kommunikationsmittel. Die Annahme selber ist sicher richtig, aber man muß die Frage stellen, ob denn die rätoromanischen Schriftsprachen wirklich ein über die Talschaft hinausreichendes Kommunikationsmittel darstellen. Warum werden denn surselvische Bücher ins Engadinische übersetzt? Schon 1562 schrieb Chiampel, der Begründer der unterengadinischen Schreibsprache, er habe die Psalmen in dieses Idiom übersetzt, weil viele Unterengadiner gerne etwas in ihrer Sprache gedruckt gesehen hätten, da diese ihnen lieber sei, einfacher und leichter zu lernen und zu lesen. Warum führte denn der Unterengadiner Steffan Gabriel, als er 1593 Pfarrer von Flims und 1599 Pfarrer von Ilanz

wurde, nicht das bestehende Neue Testament und den Katechismus von Bifrun und die Psalmen von Chiampel in der Surselva ein? Warum gibt er als Grund zur Abfassung eines surselvischen Katechismus den großen Unterschied zwischen der Sprache seines lieben Engadins und derjenigen des Grauen Bundes an? Doch wohl, weil der Bereich der engadinischen Schreibsprache sich schon damals kaum weiter erstreckte als der ihr entsprechende Mundartbereich, was als weiteres relevantes und nicht zufälliges Merkmal der bündnerromanischen Schreibsprachen betrachtet werden muß. Sie sind kleinräumige Schriftsprachen.

Angesichts dieser Sachlage denkt man unwillkürlich an die Schreibsprachen der deutschen Schweiz zwischen dem 13. Jahrhundert und 1800. Bekannt sind etwa die Zürcher und die Luzerner Kanzleisprache und der baslerisch-elsässische Schriftdialekt. Um 1600 gab es in Zürich die gesprochene Mundart, die zürcherische Schreibsprache der Stadtkanzlei, der Landschreiber, Geistlichen, Schulmeister, des Gewerbes; und daneben die Drucksprache, die sich immer mehr und bewußt der neuhochdeutschen Schriftsprache anschloß, bis sie um 1800 mit dieser identisch wurde und den Untergang der Kanzleisprache zur Folge hatte. Diese schweizerdeutschen Schreibsprachen galten ungefähr im Bereich der ihnen entsprechenden Mundarten. Einen ähnlichen, aber der Mundart näher liegenden Status scheinen die Schriftidiome zu haben, die im 16. Jahrhundert im Engadin und im 17. Jahrhundert in der Surselva entstanden. Später sollten noch eine surmeirische und eine sutselvische dazukommen, die das Surselvische auf das eigentliche Oberland zurückdrängten. Im Unterschied zu den schweizerdeutschen Kanzleisprachen gingen die bündnerromanischen nicht unter; sie fielen nicht einer überlandschaftlichen, «nationalen» romanischen Gemein- und Hochsprache zum Opfer, sondern konnten sich, gerade dank des Fehlens einer solchen Hochsprache, halten und in ungeahntem Maße zu wertvollen Kultur- und Literaturdialekten entwickeln, zu Medien, deren Hauptfunktion die Fixierung der mündlichen Rede ist und, auf höherer Ebene, der Ausdruck der Eigenständigkeit dieser kulturellen und wirtschaftlichen Gemeinschaften; nicht aber die überlandschaftliche Kommunikation, die seit dem Ende des Mittelalters beim Deutschen liegt.

Vergleichen wir nun noch diese kleinräumigen mit den großen nationalen Schriftsprachen in bezug auf Syntax, Stil und auszudrückenden Inhalt, beziehungsweise dessen Schwierigkeitsgrad. Müssen auch hier wesentliche Unterschiede zwischen den beiden Ebenen festgestellt werden?

Beginnen wir mit der inhaltlichen Frage. Wenn die romanischen Schreib- und Lesesprachen zuerst einmal überhöhte Mundarten sind, verwundert es nicht, daß sie schönste bäuerliche Poesie hervorzubringen imstande sind, so etwa, wenn Muoth in der «Cantada alpina» von den Sennen und Kühen im Alpstafel dichtet:

Buca mo ils pursanavels,
Er las vaccas ein en stavel,
Vaccas grischas, vaccas brinas,
Cun platialas e bransinas,
Vaccas grassas, vaccas grevas,
Vaccas melnas, vaccas levas,
Vaccas alvas, vaccas stretgas,
Cun talacs e stgellas setgas.

Dasselbe surselvische Idiom ist aber imstande, Ausdrucksträger der Bundesverfassung, des Zivil- und des Strafgesetzbuches zu sein. Es besitzt also eine Spannweite, die einer großen Schriftsprache nicht nachsteht und keinen Unterschied zwischen den beiden erkennen läßt.

Dieselbe Feststellung drängt sich auch in bezug auf den Stil auf. Einfacher, der gesprochenen Sprache sich nähernder Stil variiert in der Literatur mit intellektuellen Konstruktionen.

Als Beispiel diene der Anfang einer Kurzgeschichte des Oberländers Flurin Darms. Sie beginnt mit einfachsten, gesprochen Sätzen, um dann in geschriebenen Stil überzugehen: *Il tun dallas bransinas ei aunc dalunsch dalunsch. Pér plaunet vegn el pli datier. E lu, la finala, semischeida el cun auters tuns. Cun il sgarar d'in tarden che va sur las aissas dils pantuns e petga lu mintgamai in per petgs sigl ur dil fussau. Cun il sgnuflar e sburflar cuntent dallas vaccas che stauschan zanua cun pitgarinas grevas las cadeinas da fier encunter ils pursepens da lenn e sdrappan enguordas e pleinas fom il fein ord ils pursepens.* «Der Ton der Kuhglocken ist noch weit weg. Nur langsam kommt er näher. Und dann, am Ende, mischt er sich mit andern Tönen. Mit dem Kratzen einer Mistgabel, die über die Bretter der Stallbrücke geht und ab und zu am Graben anschlägt. Mit dem zufriedenen Schnauben der Kühe, die mit ihren schweren Wammen die Eisenketten gegen die Krippe schlagen und gefräßig und hungrig das Heu aus den Krippen reißen.»

Der nächst folgende Abschnitt wiederholt diese stilistische Entwicklung: *Essan nus aschia? Nus carstgauns? Rentai alla tiara cun cadeinas da fier, sco vaccas en nuegl cun pitgarinas grevas e sgnuflar enguord, rentadas sils pantuns e vid ils pursepens?* «Sind wir so, wir Menschen? Mit Eisenketten an die Erde gebunden, wie Kühe im Stall, am Boden und an der Krippe festgemacht?»

Und daneben ein Satz in reinstem Humanistenstil, der erste aus Bifruns Vorwort zu seiner Übersetzung des Neuen Testamentes: *Bain ch' eau pòs cuschidrêr che aquaista mia houra nu uigna da tuots ludeda, & brichia sullettamang da quels chi s' incligien poick dimperse er da quels chi saun ünqualchiosa. Imperscho parmur da que num' hae eau mae astramentò, ch' eau m' hegia taunt mais spargnio ne cun la fadia ne cun l'g cuost da cũplîr aquaista mia (suainter chella sumaglia à mi) bsügniusa lauur.*

«Obwohl ich mir vorstellen kann, daß dieses mein Werk nicht von allen gelobt wird, und nicht nur von jenen, die wenig verstehen, sondern auch von jenen, die etwas wissen, habe ich mich deswegen dennoch nicht davon abschrecken lassen, während Monaten weder Mühen noch Kosten zu sparen, um diese meine, so wie es mir scheint, notwendige Arbeit zu vollenden.»

Die bünderromanischen Schriftsprachen, das zeigen die beiden Beispiele, stehen mit beiden Beinen auf dem Boden ihrer Mundarten, folgen aber gleichzeitig, gewissermaßen mit dem Kopf, der wechselvollen Entwicklung der europäischen Schriftsprachen seit dem 16. Jahrhundert. Die geschriebenen Werke enthalten einerseits Sätze, die ebenso gut mundartlich gesprochen sein könnten, anderseits rein geschriebene, kunstvoll aufgebaute oder künstliche. Dieselbe Scheidung können wir aber innerhalb jeder Schriftsprache treffen.

Es scheint, als ob es in bezug auf Inhalt und Stil keinen Unterschied zwischen klein- und großräumiger Schriftsprache gebe. Dieser oberflächliche Eindruck mußte genauer überprüft werden. Methodisch kam nur die Untersuchung der Rezeption des geschriebenen Idioms durch die Sprecher in Betracht. So besprach ich unter anderem mit fünf Unterengadiner Studenten aus verschiedenen Ortschaften die ersten 31 Seiten von Cla Bierts Roman «La müdada» von 1962. Auf diesen 31 Seiten waren ihnen 14 Wörter oder Wortformen unbekannt oder völlig ungebräuchlich, fünf weitere nur im Wortschatz des einen oder andern vorhanden. An Wendungen und Konstruktionen kannten die Informatoren 12 gänzlich oder teilweise nicht, während sie sechs weitere als persönliche Bildungen des Schriftstellers empfanden. Also durchschnittlich eine Form oder ein Nexus pro Seite, den diese Studenten weder mündlich noch schriftlich gebraucht hätten. Im Vergleich zu anderen romanischen Texten muß dieses Verhältnis als gut bezeichnet werden, da die Neuerungen sonst meist zahlreicher sind.

Diese sprachlichen Veränderungen, Neuschöpfungen oder Wiederbelebungen entspringen, so scheint es mir, einem Bedürfnis nach Konzision, nach synthetischer Bewältigung des Auszusagenden, nach konzentrierter Erfassung und gewollter Gestaltung; dem Suchen nach einer Ausdrucksweite, die dem Dichter im gegebenen Engadinisch nicht zur Verfügung stand, die er aber mit Hilfe des Vorhandenen frei bilden konnte.

Cla Bierts «Müdada» bestätigt in augenfälliger Weise ein fast der gesamten Bündner Literatur eigenes Merkmal: Sie weist in jedem Werk und in jeder Epoche einen relativ hohen Bestand an Wörtern und Syntagmen auf, die weder in mundartlicher noch in hochsprachlicher Situation je effektiv von der Sprachgemeinschaft gebraucht, vielmehr zum Teil von ihr abgelehnt werden, die aber der Dichter zum Ausdruck seiner Gedanken anscheinend benötigt. Die Ablehnung durch die Sprachgemeinschaft zeigt, daß es sich in vielen Fällen um Abweichungen von der Norm oder der Struktur handelt,

welche die Sprecher nicht anzunehmen gewillt sind. Die Zahl dieser nicht assimilierten Abweichungen, mit andern Worten die Zahl der dem Schreibenden notwendig erscheinenden Ergänzungen des überlieferten Sprachgutes ist so hoch, daß sie in diese Betrachtung einbezogen werden muß.

Auch die neuen romanischen Wörterbücher bieten einen Wortschatz, der weit über die Bedürfnisse des Alltags hinausgeht. Das engadinisch-deutsche Wörterbuch von Oscar Peer enthält, Irrtum vorbehalten, ungefähr 17000 Lemmata, das zukünftige surmeirische ohne Zählung der Doubletten etc. etwa 11000. Vielleicht die Hälfte sind dem Durchschnittssprecher bekannt; die übrigen braucht er nie und versteht sie zum größten Teil nicht.

Die Prüfung moderner Literatur und der Wörterbücher auf die Rezeption sowohl bei Bauern als bei Studierenden ergibt also eine Stratifizierung der romanischen Schriftsprachen einmal in eine auch in gesprochener Sprache gebrauchte Schicht, dann in eine von der Sprachgemeinschaft akzeptierte, aber nur im geschriebenen Text vorkommende und schließlich in eine solche, welche die Sprecher als fremd, künstlich oder willkürlich empfinden.

Von den drei Schichten muß die normal schriftsprachliche schon rein quantitativ als die zentrale betrachtet werden, während die der Mundart sich nähernde die Beziehung zur untergeordneten Sprachebene herstellt und die schon in der Phonetik vorgefundene Tatsache der ständig erneuerten Verwurzelung der Schrift in der Volkssprache bestätigt, die ein Charakteristikum des Bündnerromanischen darstellt. Das ist es ja auch, was Peider Lansel meint, wenn er sagt: *Mo nus nun vulain savair ingünas novas d'üna lingua litterara parallela ad üna lingua populara, chi'nd vess dad esser necessariamaing inferiura. Nus dumandain impè simplamaing cha minchün tschantscha e scriva rumansch. Quista simpla pretaisa es üna cundanna radicala da tot linguach artificialmaing litterari,...* «Wir wollen von einer literarischen neben einer Volkssprache, die jener untergeordnet wäre, nichts wissen. Wir verlangen statt dessen, daß jeder Romanisch rede und schreibe. Diese einfache Forderung ist eine radikale Verurteilung jeder künstlichen Literatursprache.»

Die Schicht des Fremden und Konstruierten, der Abweichung von der Norm bildet die Übergangszone zu den großen Schriftsprachen, welche die Funktion der überlandschaftlichen Kommunikation ausüben. Die Ablehnung dieses jeweils Fremden bedeutet Widerstand gegen eine allzu starke Angleichung an Normen und Ideale anderer Sprachen und anderer Denkweisen; sie bedeutet Willen zur Erhaltung der eigenen linguistischen und gedanklichen Struktur, also, und das ist das Entscheidende und ebenfalls Merkmalhafte, Beschränkung der Schriftsprache auf einen engeren Bereich.

Der Vergleich mit den großen Schriftsprachen ergibt, daß die bündnerromanischen Schreibidiome ihnen virtuell nicht nachstehen, daß aber der von der Sprachgemeinschaft sanktionierte Ausdrucks- und Anwendungsbereich kleiner ist. Die Schriftsprachen Romanisch Bündens decken sich, so

dürfen wir die eingangs gestellten Fragen beantworten, weder mit der überlandschaftlichen Hochsprache, dem Deutschen, noch sind sie einfach geschriebene Mundart. Es ertönt zwar immer wieder, in Geschichte und Gegenwart, der Ruf nach Lösung dieser kleinräumigen Schriftsprachen von ihrer mundartlichen Grundlage, aber die Verwirklichung dieses Postulates würde zumindest das Bestehen einer einzigen Schriftsprache voraussetzen, die es trotz verschiedener Versuche nicht gibt[4].

Die Hauptfaktoren, welche die bündnerromanischen Schriftsprachen und ihre Stellung bestimmen, sind also die Gültigkeit für einen kleinen Raum und ihre Unterordnung unter eine umfassendere Verkehrssprache. Der ihnen eigene Charakter von Schreib- und Lesesprachen und ihre Bindung an die Substanz der Mundart sind Konsequenzen dieser Gegebenheiten. Der hier vorliegenden Kausalität dürfte allgemeiner Charakter zukommen. Auf Grund des ähnlich gelagerten Falles der südfranzösischen[5] und der friaulischen Koine, um nur diese zu nennen, scheint es mir gerechtfertigt, das Ergebnis der heutigen Betrachtung in folgende zwei Regeln zu fassen:

1. Eine unter der kulturellen und wirtschaftlichen Vorherrschaft einer überlandschaftlichen Hochsprache stehende oder neu aus den Mundarten gebildete Schriftsprache ist in erster Linie ein intraregionales, schriftliches Kommunikationsmittel. Sie dient selten zur mündlichen Rede, da diese Funktion den Mundarten, die für dasselbe Gebiet gelten, zufällt, so daß sich eine zusätzliche mündliche kleinräumige Verkehrssprache erübrigt[6].
2. Wenn das zu eigenem, schriftlichem Ausdruck tendierende Gebiet keinen starken Mittelpunkt aufweist, sondern entweder mehrere ungefähr äquivalente Zentren oder voneinander relativ unabhängige Talschaften mit eigenen Mundarten besitzt, entsteht gerne eine Vielzahl von Schreibsprachen oder eine lokal sehr variable Koine.

Die heutige Vielzahl und der besondere Status der bündnerromanischen Schriftsprachen ist also nicht die Folge einer vom Schicksal verhinderten Einheit, sondern ein mit den Gesetzmäßigkeiten sprachlicher Realität übereinstimmender und für uns wertvoller Zustand.

[1] «Das Buch nicht auf das Bücherregal (über der Türe) zu stellen, um es voll von Staub und Motten werden zu lassen.» N. A. Vulpius et J. A. Vulpius, Biblia Pitschna. Scuol 1666, Praef. [2] «Es liegt in Bünden der seltene Fall vor, daß die übergeordnete große Kultursprache, deren ein Mundartgebiet oder selbst eine Regionalsprache bedürfen, wenn sie nicht verkümmern sollen, in ihrem Wortschatz und in ihrem grammatischen Bau verschieden ist von der Sprache, der sie Pflegemutter geworden ist.» K. Jaberg, Sprachwissenschaftliche Forschungen und Erlebnisse (Romanica Helvetica 6), 1937, p. 26—27. [3] K. Jaberg spricht von «literarisch und offiziell verwendeten Regionalsprachen», op. cit., p. 24. Für den Terminus Lesesprache s. W. Henzen, Schriftsprache und Mundarten (Bibliotheca Germanica 5), Bern [2]1954, p. 25. [4] Cf. schon H. Morf, Die sprachlichen Einheitsbestrebungen in der rätischen Schweiz. Bern 1888. [5] Das Okzitanische hat, nach der

Auffassung des «Institut d'Etudes Occitanes» zu urteilen, eine ähnliche Stellung als regionale Schriftsprache gegenüber den Mundarten wie die Bündner Schriftsprachen, vgl. «Il n'est pas question comme certains l'ont cru ou ont feint de le croire, de créer une langue littéraire pour la substituer aux divers dialectes: cela est un rêve étranger à la réalité. Les dialectes et même les simples parlers doivent subsister avec leurs caractères essentiels. Ils ne s'agit que de choisir les formes les plus répandues et les mieux conservées qui deviendront les bases de la langue écrite». (La réforme linguistique occitane et l'enseignement de la langue d'oc. Toulouse 1950, p. 7.) [6] Man verkennt den Charakter dieser regionalen Schriftsprachen, wenn man wie Glanville Price folgende Existenzbedingung aufstellt: «But the survival of Occitan as a literary medium depends directly on its survival as an everyday spoken tongue, ...» (Archivum Linguisticum, 16, 1964, p. 46—47.)

Die vorstehenden Ausführungen wurden als Antrittsvorlesung an der Universität Zürich vorgetragen.

Pilatus zů sim selbs

Nun bin ich bstanden von gschlecht zů gschlechten.
richtten ich ietz nach dem rechten,
so würd ich vor dem keiser verclagt
vnnd von Jhierusam gan rom betagt,
die prattick gfürt so vnferschampt,
das ich würd gstoßen von mym ampt.
dan ir souil zrom drum thůndt louffen,
sich nit schement, diß ampt zekouffen.
das anfangs in rom was v̈bel than,
do thet all ir sach oben stan.
aber ietz sind all emptter feyl in rom.
wär gellt het, mag wol v̈ber kon
welchs ampt er will im kreiß der erden.
bgårt ers, er mag ouch keiser werden.
deß würt ir rych nit hann bestand.
öb ich well verliereren ampt vnd land
vnnd allso komen von mym ampt,
alls ander will ich syn vnferschampt
vnnd mit wüssen ein falsche vrtel geben.
was nutzte mich diß mentzschen leben,
dardurch ich verlure so große Eer?
alls ander ich myn mantel ker,
dohar der wind ietz waygen thůtt.
on endrung ichs gfast han zů mym můt!